

Rheinland-Pfalz

bearbeitet von Kurt Frein

Suitbertstein (Suitbertusstein)¹

Abb. 1. Suitbertstein im Dezember 1983, drei Ecken des mindestens fünfgeschossigen Turms stehen noch aufrecht; die diagonal gegenüberliegende südliche Ecke mitsamt der talseitigen Wand ist schon in den vorausgegangenen Jahrzehnten bis auf etwa 2 m Höhe eingestürzt, die südöstliche Wand nur noch als Schuttkegel erkennbar. Am rechten Bildrand der Fuß des nahe an den Turm herantretenden Felsens.



Das schon im Jahr 2001 in dieser Zeitschrift² beklagte große Graffito auf der talseitigen Wand ist noch vorhanden (vgl. Abb. 8), aber erstaunlicherweise auch praktisch alle Mauern, wie sie damals in ihrem extrem gefährdeten Zustand zu sehen waren. Trotz einer kaum noch zu steigernden Fra-

gilität der drei Mauerzähne, die von dem Wohn-/Wehrturm des Suitbertsteins erhalten sind, hat sich dort sogar in den letzten rund vierzig Jahren vergleichsweise wenig geändert (vgl. Abb. 1 und 3). Noch immer ragen die zerrissenen Mauern an die zwölf Meter in die Höhe, wenngleich unverkennbar nicht wenige Steine der Kronen ständig auf dem Weg zum Abkippen sind. Bezogen auf die Gesamtheit der höher aufragenden Mauerteile kann sich die Situation aber nicht nur mittelfristig, sondern geradezu täglich dramatisch ändern. Kommt einer der Mauerzähne ins Wanken, so wird er aufgrund seiner Höhe mit Sicherheit nicht allein stürzen, sondern mindestens einen seiner „Nachbarn“ mitreißen. Von dem derzeit noch imposanten Anblick dürfte dann nur noch ein unspektakulärer Turmstumpf übrig bleiben.

Weitere obertägig sichtbare Mauerreste sind ohnehin nicht erhalten; unter Schutt verborgen deutet sich nur ein schmaler Anbau neben der Südostwand an, der rundlich ausläuft und mit einer senkrecht dazu verlaufenden kurzen Strecke gegen den Felsfuß anbindet³.

Im Betrachtungszeitraum der letzten vierzig Jahre ist neben dem unvermeidlichen schleichenenden Abgang einzelner Steine lediglich auffällig, dass der breite Spalt in der südwestlichen Wand nun fast bis zum Erdboden reicht (Abb. 4 und 5) und diese Wand endgültig in zwei Teile gespalten ist.

Der entsprechende Schuttkegel wirkt Anfang 2002 noch relativ frisch, der Einsturz dürfte demnach kurz vor 2000 erfolgt sein. Zuvor war hier noch ein offenbar ebenerdiger Zugang in das unterste Geschoss erkennbar. Eine der wenigen älteren Aufnahmen (um 1970) zeigt im mutmaß-

Abb. 2. und 3. Suitbertstein im Februar 2019, links Ansicht aus nordwestlicher Sicht (wie Abb. 1), rechts von West aus mittlerer Höhe des Felskopfes aus („Angriffseite“), im Vordergrund Drähte des Absperrzauns.





Abb. 4. (links) Südwestwand im Dezember 1983 mit erhaltener Türöffnung zum Erdgeschoss, darüber ein nicht verwitterungsbedingtes Wandloch, das möglicherweise als Balkenauflager diente.

Abb. 5. (rechts) Südwestwand im August 2002, die Türöffnung ist verschwunden.

lichen ersten Obergeschoss noch genau über der unteren Öffnung eine weitere recht große Öffnung, die ebenfalls als Tür in Betracht kommt⁴. Hier wird vermutet, dass es eine Brücke zu einem Stufenabsatz in halber Höhe der gegenüber aufragenden Felswand gegeben haben könnte. Dazu würde das auffällige Wandloch über dem Scheitel des unteren Türbogens passen (Widerlager einer Abstützung?).

Trotz seiner abseitigen Lage ist der Suitbertstein der Aufmerksamkeit von Burgen- und Geschichtsfreunden bisher keineswegs entgangen. Allein in der Zeitschrift „Burgen und Schlösser“ wurde Ende der 1990er-Jahre bis 2001 viermal auf die konkreten Gefahren und Besorgnisse hingewiesen, dabei auch der seinerzeitige Zustand textlich recht genau beschrieben⁵.

Eine eingehende wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Suitbertstein steht – soweit dem Verfasser bekannt – bisher aus. Dabei wirft die Anlage als Beispiel einer der spätesten „burglichen“ Anlagen in Rheinland-Pfalz durchaus einige interessante Fragen auf. Im amtlichen Kunstdenkmälerinventar⁶ wird die Ruine mit sechs Zeilen abgehandelt; die beigegebene Abbildung besteht leider nur aus einer – wenn auch recht genauen – Strichzeichnung. Immerhin ist zu erkennen, dass zu Anfang des 20. Jahrhunderts der Mauerverband rundum noch wesentlich geschlossener erscheint. Weitere ältere aussagekräftige Fotos der Anlage scheinen kaum zu existieren, was angesichts der eng umschließenden Vegetation wenig verwunderlich ist. Die jetzt nur noch niedrig erhaltenen bzw. unter Schutt verschwundenen Nordost- und Südostseiten dürften indes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch fast bis in halbe Höhe der beiden anderen Außenwände gestanden haben.

Im Rahmen seiner Arbeit über die spätmittelalterlichen Wohntürme des Rhein-Mosel-Gebiets⁷ hat sich in jüngerer Zeit Christopher Herrmann mit dem Suitbertstein befasst. Sicherlich zutreffend verortet er die Anlage nicht vor Ende des

15., eher Anfang des 16. Jahrhunderts, wozu die wenigen historischen Daten passen, die mit der Burg in Verbindung gebracht werden könnten⁸. Sowohl der ungewöhnlich ungünstige Bauplatz – nur wenige Meter hinter einem Felskopf, der praktisch mit den obersten Geschossen auf gleicher Höhe liegt – wie insbesondere die Ausformung der Schießscharten lassen eine frühere Datierung des offenbar in einem Bauabschnitt errichteten Turms nicht zu.

Was üblicherweise als Halsgraben anzusehen wäre, ist beim Suitbertstein de facto der Bauplatz der gesamten Burg. Da das Gelände talseitig bereits direkt hinter dem Turm weiter steil abfällt (Abb. 8), war die sonst geläufige Anordnung eines vorgeschobenen Verteidigungswerks mit erst dahinter angeordneten Nutzbauten schlicht nicht möglich. Diesen Nachteil versuchte man hier mit einer beachtlichen Ausstattung an Schießscharten nach der gefährdeten Seite hin abzumildern (Abb. 3). Jedes der oberen Geschosse hatte, seitlich der Mitte angeordnet, zwei Schießscharten⁹ mit liegender Öffnung nach außen hin („Maulscharten“). Die nach den weniger gefährdeten Seiten gerichteten Wände und die beiden untersten Geschosse zum Felsfuß hin wiesen hingegen wohl nur jeweils eine Scharte pro Geschoss auf (Abb. 2 und 3), soweit dies im Restbestand noch erkennbar ist.

Damit bot der Turm durchaus noch ein wehrhaftes Bild, sicher nicht gegen eine regelrechte Belagerung, doch immerhin geeignet, nur mit Handwaffen ausgestatteten Angreifern Respekt einzuflößen und sich gegen derlei Übergriffe erfolgreich zu verteidigen.

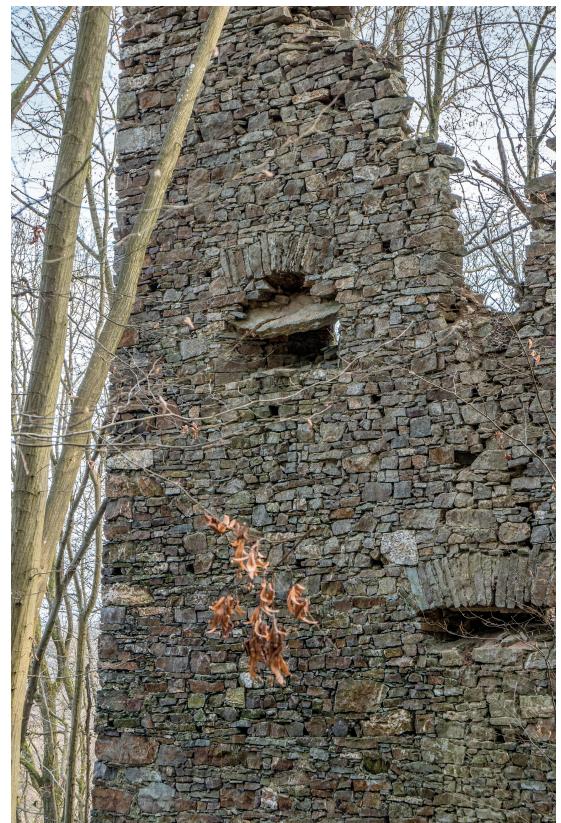
Die Konstruktion dieser Schießscharten ist von besonderem Interesse, weil sie mit teils recht

Abb. 6. (links) Turminneres gegen die Nordostwand, im zweiten Obergeschoss links Zugang zum Aborterker; Schießscharten in Schlitzform mit abgefasteten Flanken im ersten und zweiten Obergeschoss.

Abb. 7. (rechts) Beide Scharten in der Außenansicht, die untere noch leidlich intakt, bei der oberen droht der schon gebrochene Deckstein der Binnenkonstruktion abzurutschen (Fotos: Feb. 2019).

Abb. 8. (unten links) Nördliche Mauerecke des Turms, links an der talseitigen Wand das genannte Graffito und eine Schießscharte des Erdgeschosses, bei der anstelle eines Sturzbogens ein großer Bruchstein verbaut ist; am rechten Bildrand oben die Schießscharte im ersten Obergeschoss (wie Abb. 6 und 7), unten weitgehend verschüttet ein Fenster oder eine weitere Tür in das Erdgeschoss (Foto: Feb. 2019).

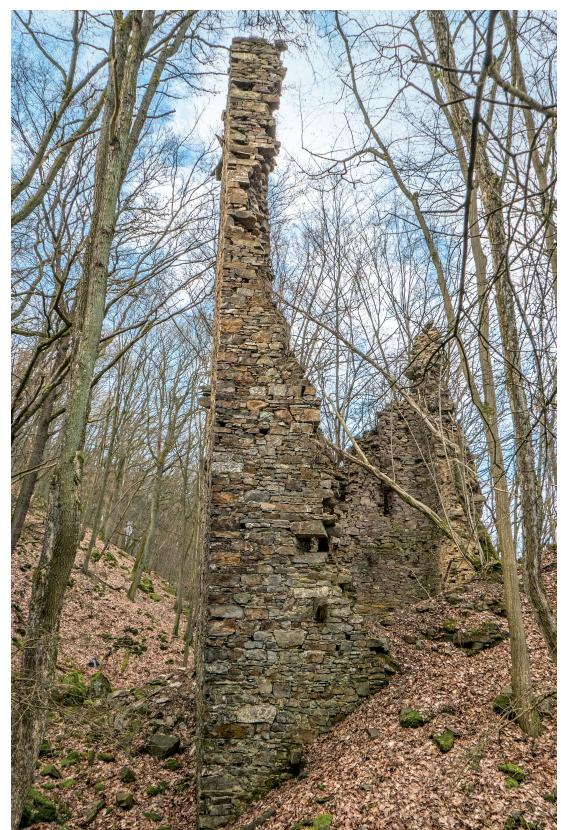
Abb. 9. (unten rechts) Blick gegen die Südostseite des Turms (links knapp außerhalb des Bildfeldes die Felswand); aus dieser Perspektive zeigt sich die extreme Gefährdung des isoliert stehenden Mauerzahns (auf Abb. 3 rechts), der in seiner oberen Hälfte keine Eckstabilisierung mehr aufweist (Foto: Febr. 2019).



abenteuerlichem Materialeinsatz quasi „in der Wand“ eine 90-Grad-Drehung vollführt. Außen sieht man sowohl gemauerte bogenförmige Überwölbungen als auch den Einsatz großer unregelmäßiger Bruchsteine als waagerechten Sturz (Abb. 7 und 8).

Innen hingegen korrespondieren mit dem äußeren „Maul“ die traditionellen senkrechten Schlitzöffnungen, die man – wohl um den Nutzungswinkel etwas zu vergrößern – auf beiden Seiten mit einer breiten 45-Grad-Phase versehen hat (Abb. 6). Die erforderlichen Übergänge zur liegenden Form außen wurden im Mauerwerk mit größeren plattigen Formaten in nach außen abfallender Horizontallage (Abb. 7) offenbar schon dicht hinter den in-

neren vertikalen Schlitzöffnungen eingeleitet. Die vergleichsweise geringe Höhe der inneren Schlitzte erinnert auf den ersten Blick mehr an bloße Lichtschlitze denn an Schießscharten. Ob hier Aspekte der „Optik“ und Wohnlichkeit eine Rolle gespielt haben oder der Erbauer irgendwo zwischen Tra-



dition und Fortschritt der Wehrtechnik verharrte, wird sich kaum mit Gewissheit ergründen lassen. Jedenfalls rechtfertigt auch dieses ungewöhnliche und seltene wehrtechnische Detail ein besonderes (öffentlichtes) Interesse im Sinne des Denkmalrechts an der Erhaltung der Ruine.

Suitbertstein ist in Privatbesitz, sodass hier in erster Linie die Denkmalbehörden gefordert sind. Irgendwelche erhaltenden Maßnahmen hat es

auch in den vergangenen Jahrzehnten nicht gegeben; die öffentliche Hand sieht sich zwar in der Pflicht¹⁰, konnte bisher jedoch offensichtlich nicht tätig werden. Es wird indessen täglich dringlicher. Da die gegenwärtigen Absperrungen natürlich nicht effizient kontrollierbar und daher überwindbar sind, droht jenseits der denkmalpflegerischen Notsituation auch Gefahr für Leib und Leben eventuell leichtsinniger Besucher.

Anmerkungen

* Alle Aufnahmen stammen vom Verfasser.

¹ Gelegen bei der Gemeinde Dörrebach im Kreis Bad Kreuznach, im Wald auf einem zum Seibersbach mäßig abfallenden Ausläufer der Hochfläche, ca. 500 m Luftlinie nordwestlich des Ortes. Der Burgbereich ist derzeit unzugänglich und aus Sicherheitsgründen mit Zäunen abgesperrt.

² Benjamin Rudolph, Suitbertstein. In: „Burgen und Schlösser“ 2001/II, S. 122.

³ Eine Grundrissskizze ist abgebildet bei Christofer Herrmann, Wohntürme des späten Mittelalters auf Burgen im Rhein-Mosel-Gebiet (Veröffentlichungen der DBV, Reihe A: Forschungen, Bd. 2), Braubach 1995, S. 220. Der Anbau wird wegen des apsisartigen Schlusses als mögliche Kapelle ge deutet. Hier ragen auch noch einige wenige Lagen Mauer werk talseitig unter dem Schutt hervor. Vgl. auch historische Angaben und Beschreibung in Ebidat <https://www.ebidat.de/cgi-bin/ebidat.pl?id=364> mit neueren Fotos und der Grundrissskizze aus Herrmann, Wohntürme.

⁴ Vgl. http://www.doerrebach-online.de/doe_wissensw-dateien/suitb_st/Barbara%20Poittner.htm; aufgerufen am 8.8.2019.

⁵ In der Rubrik „Baudenkmale gefährdet...“: insbesondere Hartmut Hofrichter/Benjamin Rudolph, Kampf gegen die Zeit.

Ein Rettungsversuch der vom Verschwinden bedrohten Ruine Suitbertstein. In: „Burgen und Schlösser“ 1998/II, S. 120; Benjamin Rudolph, Suitbertstein. In: „Burgen und Schlösser“ 1999/III S. 169; Ders., Suitbertstein. In: „Burgen und Schlösser“ 2000/III, S. 153; ferner der eingangs im Text genannte Beitrag von Dems. (wie Anm. 2).

⁶ Die Kunstdenkmäler des Kreises Kreuznach (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz), bearb. von Walter Zimmermann, Düsseldorf 1935, unveränd. Nachdr. München 1972, S. 352 f. (unter Ortsabschnitt Seibersbach).

⁷ Vergleiche Anm. 3.

⁸ Herrmann, Wohntürme (wie Anm. 3), S. 221 f.

⁹ Wie die gänzlich verlorene Mitte der Fassade in den oberen Geschossen ausgesehen haben könnte, ist nicht mehr zu erschließen. Die Einsturz-Zone gerade in diesem Bereich lässt aber vermuten, dass die Schwächung eher auf weitere größere Öffnungen in der Achse der noch nachweisbaren unteren Türen zurückzuführen ist. Die „hybride“ Gestaltung zwischen Wehrhaftigkeit der Schießscharten einerseits und Öffnung der Wandflächen andererseits spricht ebenfalls für die späte Entstehung des Bauwerks.

¹⁰ Rudolph, Suitbertstein (wie Anm. 5), S. 154, Anm. 5.

Rezension

Sonja-Helena Fröhlich/Vanessa Krohn

Die kurfürstliche Schlosskapelle von Bad Tönisstein – Architekturgeschichte und Restaurierung des einzig erhaltenen Baumodells der Schlosskapelle von Bad Tönisstein

(Verschwundene Heimat 1; Andernacher Beiträge 33)

(Hrsg.): Dr. Ricarda Giljohann, Stadtmuseum Andernach, Andernach 2018,

93 Seiten, 85 Abbildungen. ISBN 978-3-9816873-8-5.

Der Andernacher Ortsteil Bad Tönisstein, idyllisch und abgeschirmt im Brohltal gelegen, ist vielen nahezu unbekannt, genießt aber dennoch durch das gleichnamige Mineral- und Tafelwasser einen überregionalen Bekanntheitsgrad. An dieser von der Natur bevorzugten Stelle entspringt ein bereits den Römern bekannter Sauerbrunnen. Während des 17./18. Jahrhunderts errichteten die Kölner

Kurfürsten und Erzbischöfe hier eine Sommerresidenz samt einer großzügigen Badeanlage, da der Ort nicht nur über die Heilquelle verfügte, sondern in geringer Entfernung zur kurfürstlichen Residenzstadt Bonn lag und für den erzbischöflichen Hof leicht zu erreichen war. Eine architektonische Darstellung und Bewertung von Tönisstein hat Vanessa Krohn im vorliegenden Band übernommen.